

# Romanze in Marseille. Teil 29

Autor(en): **Kilian, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **60 (1956-1957)**

Heft 22

PDF erstellt am: **26.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-672182>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Romanze in Marseille

Wie selten dürfen die Stunden im Leben der Menschen sein, wie sie erhofft und ersehnt werden! Die Vorfreude ist fast immer wie ein Scheck ohne Deckung. Die Einbildungskraft feiert manchmal wahre Orgien, wenn aber die ersehnten Stunden endlich pulsende, rauschende Gegenwart sind und dahinfliegen, dann fällt nur zu oft wie ein Rauhref die Enttäuschung, die Ernüchterung und Bitterkeit über sie. Wie kindlich-innig hatte sich Simone auf diesen Abend gefreut! Auf diese drei kostbaren Stunden wundersamer Zweisamkeit und Hingabe. Jetzt aber war sie voll Schwere und geheimer Furcht. Es war wie ein Erwachen aus einem schwerelosen Traum. Sie wusste es, hatte es eigentlich immer gewusst; er würde sie verlassen. Sie hatte sich gegenüber diesem Wissen willentlich blind und taub verhalten, es abgewehrt und fortgedrängt. Was so unsagbar schön begonnen und schon Erfüllung gefunden, ging zu Ende ohne Gnade. Ja, er war noch bei ihr, noch spürbar und atemnah, sein Wesen und Sein, das ihr rätselhaft vertraut und schon wie in das eigene Blut übergegangen war — und doch auch schon wieder grausam fern. Sie glaubte seine Gedanken zu spüren, sie mitzudenken und bildete sich ein, dass sie schon nicht mehr ganz ihr gehörten und in andere Richtungen schweiften, nicht zu ihr. Und schon wähnte sie, gleich übertreibend in ihrer Beklemmung, eine unsichtbare Mauer sei zwischen ihnen unmerklich emporgewachsen, eine grausam trennende Mauer aus Luft. Fast unablässig hatten sich doch ihre Gedanken mit ihm beschäftigt, ausschliesslich mit ihm. Das Seltsame, dass er so plötzlich in ihr Leben getreten war, von einer Stunde zur andern, aus einer fremden unbekanntem Sphäre in die ihre, zu nächtlicher Stunde in ihre Einsamkeit; dieses Eindringen in ihre Welt hatte sie leidenschaftlich beschäftigt. Gewiss, sie

hatte auch schon geschwärmt, hatte schon zwei kleine Liebschaften erlebt, die aber mit einem Schlag ausgelöscht worden waren, die ihr jetzt so harmlos und unwirklich erschienen, die nur Spiel und Tändelei gewesen waren. Mit Martins Erscheinen aber hatte sich etwas in ihr gewandelt; sie glaubte die Menschen und Dinge mit anderen Augen zu sehen, und sie empfand und fühlte auch anders. Wandlungen waren in ihr vorgegangen, die sie nicht einmal ihm hätte anvertrauen dürfen, und immer war doch auch dieses heimsuchende, lastende Wissen gewesen, dass ein Ende kommen müsse, unweigerlich sich näherte wie ein Traumgespenst, und es näherte sich zu allen Zeiten, dann, wenn sie schlaflos im Bett lag, im Büro an ihrer Schreibmaschine sass, immer, immer wenn sie allein war. Aber der Bann verschwand wie durch Zauberei, wenn sie sich hatten sehen dürfen, wenn sie sich der glücklichen, vertrauten Stunden erinnerte und die Bilder aufstiegen und sie beglückten. Aber konnte es denn wirklich ein Ende geben? Doch nur in mittelmässigen Romanen und Filmen, nicht im wirklichen Leben. Dies ahnte, dies wusste sie aus der Tiefe ihres Herzens, dass es kein Ende gibt, nicht einmal der Tod konnte ein Ende sein. Er würde vielleicht fortgehen von ihr und doch in ihr zurückbleiben, dies spürte, dies wusste sie bis in jede Faser ihres Seins. Freilich, dieses Wissen war ganz Gefühl und Empfindung, brodelnd und wogend, ein Fieber im Blut, dunkle Ahnung und manchmal auch wonnig-süsse Betäubung. «Komm», sagte er zärtlich und seine Stimme kam wie von weit her, «wir müssen jetzt einsteigen.»

Er löste die Karten, und sie gingen durch die Schranke in die Kabine, in der nur noch zwei ältere Frauen und ein weisshaariger Herr die Auf-fahrt erwarteten. Dann wurden die Schranken ge-

schlossen. Es klickte und summte. Die Kabine setzte sich fast unmerklich in Bewegung und schnurrte wie eine Riesenkatz; sie glitt aufwärts, als würde sie in den Himmel geschoben.

Nahe beisammen standen sie, denn immer mussten sie sich berühren, sich halten und sich anblicken; immer mussten sich ihre Augen finden und mit ihnen die Herzen. Die Frauen schwatzten laut, der weisshaarige, vornehm gekleidete Herr blickte gelangweilt hinaus. Und Simone und Martin waren wie eingesponnen in ihrer Zweisamkeit, während die Kabine aufwärtsschnurrte und zu beiden Seiten die steilen Kalksteinwände den Eindruck erweckten, als glitten sie in die Tiefe. Die Stadt enthüllte sich ihren Blicken.

Im Nu waren sie oben, und dort wartete am Ausgang schon wieder eine kleine Gruppe von Menschen, die in die Stadt hinunterwollten. Schwarzgewandete Frauen sassen auf den Stein-  
stufen und hielten geweihte Kerzen, süssliche Heiligenbildchen, Rosenkränze und andere Devotionalien feil.

Sie gingen langsam das letzte ansteigende Wegstück zur Basilika hinauf, dieser romanisch-byzantinischen Nachahmung, die in Martin weder ein Gefühl der Ehrfurcht noch der Bewunderung erweckte; er fand sie nur imposant und denkwürdig, wenn er aus der Tiefe der Stadt zu ihr aufblickte. Wie ein kühner Tortenaufguss thronte sie hoch auf dem Kalkhügel. Jetzt funkelte die Jungfrau auf dem hohen, schwerfälligen Turm im Abendlicht, und der Himmel war wieder wolkenlos über die Basilika, von einem wunderbar golddurchwirkten kristallinen Grün. Das nackte Kalkgestein hatte viele Stunden unter der Gluthitze des Tages gelegen und strahlte nun die Wärme aus wie ein Backofen. Vermutlich lebten nicht einmal Smaragdeidechsen in diesem Gefels, so sehr war es bar allen organischen Lebens. Windstille herrschte, drückende Hitze; das Brodeln und Lärmen der Stadt unter ihnen drang gedämpft herauf. Die blauweissroten Flaggen über dem Gebäude der Seilbahn und auf der Terrasse der Basilika hingen schlaff an den Masten. Vereinzelt kamen Gläubige oder Fremde von der Kirche zurück.

Unablässig dachte Martin über die Worte nach, die er Simone sagen wollte und die ihn wie eine schwere Last bedrückten. Wenn sie sich aber anblickten, wenn ihre Augen sich fanden, dann leuchtete darin ein tiefes Vertrauen und liebende Ergebenheit, und Simone lächelte ihr schönes, hin-



reissendes Lächeln, das ihre starken, gesunden Zähne entblösste und sein Herz schneller schlagen liess.

«Gehen wir bis zur Terrasse?» begann sie.

Er blickte sie unsicher fragend an.

«Wir könnten uns doch hier abseits auf die Steine setzen mit dem Blick auf die Stadt...» Und plötzlich, ihn fast gewaltsam überraschend, legte sie ihre Arme ungestüm um seinen Hals und stiess hervor: «Ich kann es nicht länger ertragen, Martin! Sprich dich endlich aus! Dieses Warten und Schweigen ist ja entsetzlich. Bitte, Liebster, du darfst mich nicht hinhalten und quälen!»

Er war bestürzt. Ihr leidenschaftlicher Ausbruch kam völlig überrumpelnd. Sanft beschwichtigend nahm er ihre Arme von seinen Schultern. «Ich will dich doch nicht quälen, Simone! Liebste! Was bildest du dir ein? Kannst du denn nicht erraten, wie schwer es mir fällt, dir das zu sagen, was ich dir doch sagen muss, verzeih...»

Sie nickte kleinlaut und betreten.



Dann schwiegen sie. Eine Nonne mit einer schneeweissen Flügelhaube, die wie ein riesiger Schmetterling auf ihrem Kopf sass, ging mit drei blutjungen Mädchen vorbei. Und alle vier starrten die Liebenden neugierig an; die Nonne mit einem hoheitsvollen sauren und überlegenen Lächeln, einem Lächeln fataler irdischer Enttückung, und die Mädchen mit allen Zeichen weiblicher Anteilnahme und gänzlich irdisch interessiert.

«Doch», begann Simone, als die vier vorbei waren und sie ruhiger geworden war, «ich kann dich verstehen», und von neuem mit gespannter Leidenschaft, «ich will dich verstehen! Ich muss dich ja verstehen!» Mit einem kläglichen Lächeln blickte sie zu ihm auf.

Ein wenig unterhalb der Mauern, die die Basilika umgeben und abseits des Stufenweges, mit dem Blick auf das Meer und die Stadt, setzten sie sich auf das abgeschliffene Gestein.

Martin hielt Simones Rechte mit beiden Händen und spielte nervös mit ihren Fingern, drehte den schmalen Ring an ihrem Mittelfinger und führte endlich ihre Hand an den Mund, küsste zärtlich die Schale und biss sie plötzlich leicht in den Daumenhügel, so dass sie zusammenzuckte. Es war kein beabsichtigtes Präludium; er war einfach immer noch ratlos und wusste nicht wie beginnen.

«Eigentlich weiss ich ja alles», sagte Simone nun leise und blickte dabei vor sich hin, «du willst mich verlassen...»

«Nein», fiel er ihr ins Wort, «ich *will* nicht, Simone, ich *muss*! Es bleibt mir ja keine andere Wahl! Ich wollte doch um deinetwillen bleiben, mit Gewalt wollte ich es erzwingen, du weisst es, aber es geht nicht, es ist aussichtslos, auch das musst du wissen.»

«Ja, ich habe es immer gewusst, aber ich hatte so komische Hoffnungen...»

«Wir wussten es beide von Anfang an, Liebste, und doch war ich auch zuversichtlich, ich hoffte Arbeit zu finden, irgendwo unterzukommen, ich habe immer ein Wunder erwartet!»

Sie nickte und weinte leise vor sich hin. Er sah es nicht oder wollte es nicht wahrnehmen; er blickte auf die abendlich umdunkelte Stadt, sah sie und sah sie auch nicht. Und dann begann er endlich zu erzählen, begann seine Sätze zu formen und zu beichten; von seinen Enttäuschungen ohne Ende, von der Unmöglichkeit als Ausländer Arbeit zu finden, von seinem Parialleben und dann

auch, dass er kein Geld mehr habe und gezwungen sein würde zu stehlen, zu betteln oder gar zu morden, sich selbst zu vergessen, sich zu demütigen und zu erniedrigen.

Simone lauschte, ohne ihn auch nur ein einziges Mal zu unterbrechen. Nach einer Weile hatte sie ihre Rechte wieder seinen Händen überlassen, und während er sprach, spielte er mit ihren schmalgliedrigen Fingern. Endlich blickte sie ihn fassungslos erstaunt an. Vieles hatte sie geahnt, und doch so wenig von seinem wahren Leben gewusst. So unendlich viele andere Dinge hatten sie immer zu besprechen und zu bereden gehabt! Tränen glitzerten in ihren Augen, sie rollten langsam über ihre Wangen, und sie schien es nicht zu bemerken.

Er wurde hilflos und verlegen. «Bitte, weine nicht, Simone, ich bitte dich!»

Sie schüttelte heftig abwehrend den Kopf und antwortete: «Ich weine ja gar nicht, wirklich nicht...»

Unbegreiflich war dies alles, ratlos war sie und verzweifelt, erfüllt von einer lähmenden, wehen Traurigkeit. Sie musste an sich halten, um ihren Schmerz zu bezwingen.

Und er nickte, als hätte er sich einem apodiktischen Urteilsspruch zu fügen, als weine sie wahrhaftig nicht. Und sie war ja auch scheinbar wieder ruhig, nur innen wie aufgerissen; sie schluchzte nicht, sie machte keine Szene, verlor sich nicht in leeren Klagen. Nur die Tränen rollten über ihre Wangen, und willenlos liess sie es geschehen, als er das salzig schmeckende Nass von ihren Wangen küsste.

Und noch während er sie an sich presste und nicht mehr auf die Umwelt achtete, sagte er zärtlich beschwörend: «Warum bist du so sehr traurig, Simone? Sind wir denn die ersten, die sich trennen müssen? Traust du dir nicht die Kraft zu, auf mich zu warten?»

Sie löste sich aus seinen Armen und blickte ihn mit weitgeöffneten Augen an.

«Martin! Auf dich warten?» Sie atmete tief, staunte und begriff auf einmal seine Worte ganz. «Auf dich warten? Ich will doch auf dich warten! Oh, wie bin ich dumm, verzeih, ich bin ja schrecklich dumm und egoistisch. Ja ja, ich will auf dich warten, lange warten, wenn es sein muss...» Wie eine wundersame Erleuchtung und Erlösung empfand sie seine Worte, wie eine Offenbarung aus heiterem Himmel: «Martin, ich bin ja so dumm!»

Er lachte gutmütig-täppisch und mit einem erlösten Aufatmen. «Nein, das bist du nicht, das

weisst du besser als ich, höchstens ein bisschen töricht bist du, ein törichtes Mädchen.»

«Ich dachte nur immer, du würdest für immer fortgehen, unwiderruflich und endgültig, verzeih, ich dachte, alles sei für immer zu Ende, für immer und ewig zu Ende, alles Schöne, alles, was wir für uns empfinden... Liebster, ich habe doch die Kraft, auf dich zu warten! Ich werde sie haben! Gewiss habe ich sie!»

«Wir werden uns schreiben», sagte er.

«Ja, wir werden uns schreiben.»

Sie blickten sich lange an, wortlos und mit wehem, zagendem Herzen und doch auch erfüllt von neuer wunderbarer Hoffnungsfreude. Und es war, als gingen sie zusammen über schwaches Eis, als könnten sie jederzeit einbrechen und versinken. Wann würde er zurückkehren? Und wie würde das sein: dieses Warten, vielleicht lange Warten? Und wie lange würde die Kraft der Sehnsucht sie beide unzerstörlich halten und verbinden? Ihn beschäftigten schon jetzt diese fatalen Fragen, die gleichsam in einem Hinterhalt seines Herzens lauerten.

Simone aber war auf einmal ganz gelöst und ruhig, war auf einmal voll Hoffnung und Zuversicht, als hätte sich alles wie durch ein Wunder geklärt. Gewiss wollte sie warten, immer würde sie auf ihn warten.

«Oh, Liebster, ich bin ja so dumm gewesen! Warum habe ich dir nicht vertraut? Ich war so schrecklich voll Angst, ganz ausgefüllt mit Angst...» Sie schmiegte sich an ihn, schmiegte ihren Kopf an seine Schulter, und der Duft ihres schweren Haares war wieder bedrängend stark, der Duft ihres Leibes, der glatten, gesunden, blühenden Haut — Simone überall. Und die schlanken Glieder, die sich nun wohligh entspannten wie nach einem schmerzhaften Krampf, ihre nackten Beine in den weissen Schuhen, auf dem fahlen Gestein, diese schlanken, flinken, schön geformten Beine mit der dunkelflaumigen Behaarung. Schön und betörend war sie, unfasslich erregend — und Martin war zu den kühnsten Beteuerungen und Schwüren bereit. Nun war es ein wenig unbequem, auf dem harten Stein zu sitzen, und ausserdem waren sie allen Blicken preisgegeben; doch er rührte sich nicht, und Simone lehnte träumerisch, wöllüftig entspannt an seiner Seite, seine Rechte haltend, ihn anschauend, seine Nähe heftig spürend, eingesponnen in das uralte Wissen des Weibes von sich, von der Wehmut und dem Glück, das sie ganz erfüllte, von der Lust, die auch Schmerz war, vom

Leid, das sich in Glück wandelte, vom Glück, das immer im Schatten des Leides und Schmerzes blühen würde.

Kinder lärmten irgendwo hinter dem Gefels und über den Mauern. Auf der Terrasse standen zwei Liebespaare, die stumm über das Meer und die Stadt blickten. Das Meer, das glatt wie ein Spiegel unter ihnen lag und im Abendlicht funkelte und schimmerte. Ein weisses Boot verliess die Insel des Grafen von Monte Christo und nahm Kurs auf den Alten Hafen. Da und dort schaukelten Boote, bunte Zillen und Segelschiffe. Ein Ozeanriese hatte den Quai Wilson verlassen. Dunkler wurde die Felsenküste, und Dunstschwaden häuften sich in der Richtung der Rhonemündung. Und weit draussen erblickten sie noch ein Schiff mit einer langen, wunderbar geschweiften und breiten Silberspur, ein Schiff, das vielleicht nie mehr zurückkehren würde...

32.

Es war knapp zehn Uhr vorbei, als sie durch die Rue Montévideo gingen, schweigsam und schwer von der Stunde des Abschieds, aber auch bewegt und ergriffen vom süssen Wissen um ihre Vertrautheit und Hingabe, vom Rausch und Sang ihres Blutes, der aufwühlenden, innig verschmelzenden Kraft rückhaltloser, wunderbar verströmten Erfüllung. Unter dem flimmernden, funkelnenden Himmel waren sie gegangen, von den Gerüchen der Koniferen, der Levkoiien, der wilden Geranien und Nelken betört und verzaubert; nahe der unsichtbaren Brandung, nahe immer dem Meer und seinem grossen Atem, seinem Ruch und den warmen Winden, diesen kaum spürbaren Winden, die von weither getragen wurden und über das nächtliche Land hinzogen. Sie hatten wieder den monotonen Schlag der Wellen gehört, die an den zerrissenen Klippen nagten, aufschlugen und zurückfielen, immer und immer wieder. Unter dem Himmel dehnte sich die dunkle Fläche in das Unendliche, nur da und dort waren Leuchttürme zu sehen oder in der finsternen Einöde ein kleines, sich langsam bewegendes Licht, und an den Ufern entlang die Ketten der Strassenlaternen, die wie endlose Girlanden im Dunkel blühten und blinkten. Das Meer, die Mutter der Reiche, und diese alte, wimmelnde, lichterglänzende Stadt, in der die Menschen während langen Jahrhunderten zusammengeströmt waren, die unzähligen Fremdlinge auf dieser Erde, die nur Rastsuchenden und die Heimatlosen.

(Fortsetzung folgt)